

Die Feme Welt

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Los, Tommy!

Erzählung von Holger Drachmann.

Die Stadt hieß Tippingston, Tippingtown, so ähnlich, oder vielleicht auch ganz anders. Das ist übrigens einerlei. Nicht darauf kommt es an. Die Stadt war außerdem, und ist es wohl noch, eine ganz winzige Stadt,

eigentlich nicht mehr als ein Fischerdorf. Sie hatte nur ein paar Häuserreihen, die die Bewohner unbescheiden genug waren, Straßen zu nennen; eine kleine, halb unbrauchbare Mole ging ins Wasser hinaus; eine Lotfenstation war da und ein Leucht-

turm, und oben über der Stadt an dem hohen Eisenbahndamm lag die Station mit ihrem Signalapparat, ihrem mürrischen Vorsteher und ihrem noch mürrischeren Bahnwärter. Dieser mürrische Bahnwärter, der übrigens dem wohl-



Bennewitz von Loefen: Am Strande.

erhaltenen Exemplar einer echten ägyptischen Mumie gleich, mit ebensoviel Leben und ebensoviel Mühigkeit, wie eine Mumie beanspruchen kann, — dieser alte, mürrische Bursche fiel zur Ankunftszeit der Bahnzüge und namentlich der Schnellzüge vollständig aus seiner gewohnten sauerköpfigen Rolle; mit der Behendigkeit eines Jünglings und der emsigen Aufmerksamkeit eines Jägers sprang er vom Perron hinunter und befestete in gebückter Stellung seine grauen, blinzeln den Augen auf die dunkle Oeffnung des nahen Tunnels, aus der die Lokomotive der Dover-Brightoner Bahn den dampfenden Kopf hervorstrecken sollte.

Denn die Stadt mit samt ihrer Station lag auf dem Wege zwischen Dover und Brighton. Und nun kommt die Geschichte — Tommyns Geschichte.

Tommyn und ich standen einmal an einem schönen Sommerabend oben beim Eisenbahndamm, nicht weit vom Stationsgebäude. Wir sahen gerade den Brightoner Zug fauchend und polternd aus dem dunkeln Tunnel herauskommen, der das nach dem Strande steil abfallende Ufer durchbohrt. Neugierig und stöhnend fuhr die lange Wagenreihe an uns vorbei. Die Bremse wurde gezogen; es kreischte und scharrte die Schienen entlang, dann hörte man pfeifen, dann den einformigen Ruf der Schaffner, dann klapperten ein paar Türen, es folgte ein wenig Getrappel auf dem Perron, dann wieder Pfeifen; ein schwerer Ruck, ein gewisser Widerstand der hintersten Wagen gegen die Tyrannei der Lokomotive; — und dann wieder fort.

Weder Tommyn noch ich sahen das zum erstenmal. Nichtsdestoweniger fesselte uns der Anblick, wie er nach wie vor Tausende fesselt, für die er nicht neuer ist als für uns.

„Ja,“ sagte Tommyn, als wir wieder umkehrten, „in der Schute steckt Fahrt. Wär wohl nicht recht bekömmlich, ihr vor den Bug zu geraten — wenn einem was am Leben liegt, heißt das.“

Die letzten Worte schienen mir ein wenig mehr als einfachen Mißmut zu verraten; doch ich sagte nichts; wie mein Nebenmann sah ich auf das Städtchen hinab, dessen Schornsteinrauch von einer leichten Seebriese über die mit Ziegeln gedeckten oder moosbewachsenen Dächer dahingetragen wurde. Die Sonne mußte bald untergehen. Die Häuser lagen fast alle im Schatten. Auf einem vereinzelt Schloße, über einen vereinzelt Dachrücken hin spielten ein paar Strahlen, die sich um den Abhang herum geschlichen hatten, durch den der Tunnel geht. Die ins Wasser hinauslaufende Mole schien über der ganzen äußeren Hälfte vergolbet zu sein, und der Leuchtturm stand in Flammen. Am Brückentopf, wo die eintretende Flut nun wieder anfing, die frischen Wasser des Kanals in Bewegung zu setzen, lagen ein paar größere und kleinere Fahrzeuge, mit einer Tafel, wie die Leute an dieser Küste sie gewohnt sind.

Auf diesen Fahrzeugen ließ mein Nebenmann sein großes, ehrliches Auge verweilen. „Hätte ich nur mein Boot wieder, dann wäre ja alles gut.“

Tommyn war einer von den flinksten Burschen der ganzen Stadt. Und das will nicht so wenig heißen, denn obwohl die Stadt klein war, gab es doch viele flinke Burschen in ihr. Keiner aber führte die Ruderstange oder Ruderpinne so wie er. Jung, fehnig und unberberbt wie er war, gab er ein erfrischendes Bild ab für die Rolle, die die Natur ursprünglich jedem jungen Menschen zugedacht zu haben scheint, bevor die großen Städte ihren schmutzigen Düm über Stadt und Land verbreiteten. Freilich, Tommyns geistige Dressur war nicht in einer jener großen Treibhausanstalten erfolgt, wo ein Junge von vierzehn Jahren klüger ist als ganz Tippingtown, den Leuchtturmaufseher und den Lotsenalderman mit eingerechnet. Und ganz gewiß waren Tommyns

historische, geographische und philologische Kenntnisse stark begrenzt. Aber hatte der alte, verhubelte Schulmeister in der kleinen Stadt Tommyns Augen nicht für die großen, offenkundigen Leistungen der Menschheit geöffnet, so hatten seine Kameraden ihn dafür auch nicht über die großen, heimlichen Sünden der Menschheit belehrt. In einem Alter von zweiundzwanzig Jahren war Tommyn stark und behend wie ein Löwe, unschuldig wie ein Kind und ernst wie ein Mann.

Die letzte Eigenschaft, den Ernst, verdankte er zwei Umständen, die unter seinen jetzigen Verhältnissen eigentlich in einen zusammen fielen.

Tommyns Vater war ein tätiger und geschickter Fischer gewesen, der zugleich in seinem starken, wohlgetakelten Boote als „Kommissionär“ die unruhigen Gewässer des Kanals durchpflügte, Briefe von den Schiffen draußen ans Land lieferte, allerhand Winke über Wind und Stromrichtung gab und wohl mitunter mit den Leuten an Bord einen kleinen Handel betrieb, der ehrlich sein konnte, so gut wie das Gegenteil, von dem Tommyn aber, was seinen Vater betraf, immer behauptete, daß er von der ersteren Art gewesen sei.

Dieses Boot, weit und breit unter dem Namen „Fair Mary Consort“ bekannt und bewundert, stieß an einem stürmischen Herbsttage draußen auf hoher See gegen den Bug eines großen Schiffes. Das Schiff war der Stärkere; das Boot, in dem sich Vater und Sohn befanden, sank, doch nur Tommyn wurde gerettet. Der Kapitän des Schiffes ließ Tommyn bei Dover ans Land setzen und gab ihm ein Goldstück mit auf den Weg. Mehr könne er nicht für ihn tun; der Fehler liege auf Seiten des Bootes; es sei falsch manöbriert worden, behauptete er.

Tommyn kehrte zu dem kleinen Hause drüben am Ufer zurück, wo die Mutter schon durch ein anderes Boot von dem Unglück gehört hatte. Außer sich vor Verzweiflung über den doppelten Verlust, den sie nach Aussage der Leute erlitten hatte, vergaß sie beinahe den Tod des Vaters über der Errettung des Sohnes. Tommyn war ihr einziges Kind, und der Vater war ja fast immer draußen. Sie war ein energisches Weib, aus einem Stoff erbaut, wie er besonders dort zu finden ist, wo die Ansprüche, die das Leben stellt, einen täglichen Kampf mit der harten Natur zu bestehen haben. Tommyn war damals zwanzig Jahre und gewohnt, für sich selbst zu sorgen. Die Hälfte seines Erbes, und zwar die wichtigste, war ihm allerdings gleichzeitig mit dem Vater von dem unerbittlichen Element, an das seine Existenz sich knüpfte, entrisen worden. Aber noch hatte er seine starken Arme zur Mithilfe bei anderen. Und hatte das kleine Haus unten am Ufer, wo die Mutter Garn knüpfen, weben und spinnen und dem Sohne ein gemütliches Heim bereiten konnte, wenn er nach Hause kam, triefendnaß von dem salzigen Schaum oder erhitzt von der brennenden Sonne.

Leid und Mißgeschick haben manchen braven Burschen schlaff gemacht. Das Mißgeschick machte Tommyn stärker. Ohne ihm im geringsten eine Neigung zur Last legen zu wollen, die obendrein stets von seinen angeborenen, tüchtigen Eigenschaften in ihren rechten Grenzen gehalten wurde, wage ich als wahrheitsliebender Erzähler doch kein Geheimnis daraus zu machen, daß der muntere, unerschrockene junge Mann vor dem Tode des Vaters zusammen mit seinen Altersgenossen den Samstagabend bei einem Glase Porter oder Stout, zuweilen beim Whisky zu feiern pflegte, drinnen vor dem Schenktisch in Mr. Simson's Wirtschaft. Tippingtowns oder Tippingtowns Vergnügungen waren spärlich und alle von einer Art. Und Mr. Simson's Haus war eigentlich der einzige Ort, wo die reifere Jugend der Stadt sowohl, als auch ihre erprobten Männer ihre Schillinge los werden konnten gegen passendes Entgelt in Gestalt von belebenden Getränken und den neuesten Neuigkeiten aus der Zeitung des Kreises.

Nach dem Tode des Vaters hörten jedoch für Tommyn diese Samstagabende auf. Die Einnahmen waren knapp, und der tüchtige junge Bursche dachte überdies daran, sich ein Boot zusammenzusparen. Ein herkulischer Gedanke für einen jungen Burschen, der zwischen zwölf und vierzehn Schilling in der Woche verdiente. Aber Tommyn wollte nun einmal ein Boot, und er überlegte ganz richtig folgendermaßen: wenn er zwei Schilling an jedem Lohntage spare, so ergäbe das einen jährlichen Ertrag von rund fünf Pfund, der für das Boot bereit gelegt werden konnte, außer dem übrigen, was im Laufe des Jahres gespart worden war.

Ich glaube, die Stadtjugend, das sei zu ihrer Ehre gesagt, respektierte Tommyns Prinzipien. Wenigstens hatte er sich mit gegenüber nie beklagt, daß ihm einer Hindernisse in den Weg lege oder ihn versuche, seinem Vorsatz untreu zu werden. Dennoch hatte es sich nach Tommyns offenerherziger Mitteilung eines Samstagabends ereignet, daß der Bootsbefitzer, bei dem Tommyn Gehülfe war, ihn mit zu Mr. Simson hineinmahnte und ihn anläßlich einer ungewöhnlich strengen Seefahrt mit einem ungewöhnlich starken Whisky traktierte. Ob nun dieser Whisky so ungewöhnlich stark gewesen war, oder ob Tommyn — was wohl in Anbetracht seiner Enthaltbarkeit durch längere Zeit das Wahrscheinlichere ist — nicht die nötige Widerstandskraft mitbrachte, um dem Einflusse des Whisky zu trotzen, — das ist schwer zu entscheiden. So viel jedoch ging aus seinen eigenen Mitteilungen hervor: als er erst an den Schenktisch hineingekommen war und da das dargebotene Glas in Empfang genommen und getrunken hatte, da war sein Ehrgefühl geweckt und die ökonomische Stimme in seinem Innern besiegt worden. Er hatte zuerst den Bootsbefitzer und danach ein paar gute Kameraden traktiert; das hatte er dann augenblicklich bereut, und, um seine Reue zu vergessen, noch ein paar Glas getrunken und war darauf mit Gewissensbissen und mit etwas unnebelten Sinnen ins Freie gegangen, hatte bei einem Hause in der Nähe eine Bank gefunden und war dort mit der Zeit eingeschlafen.

„Ich wachte davon auf,“ lautete sein nach reumütiger Bericht an mich, „daß eine Stimme, die ich sofort meinte kennen zu müssen, mein Namen nannte. Als ich wieder einigermaßen zu mir kam, sah ich, daß es Kate war, die Tochter des Lotsenaldermans. Diese Kate, müssen Sie wissen, hatte ich oft gesehen, hatte ein paarmal mit ihr gesprochen und einmal mit ihr getanzt, auf einem Weihnachtsball beim Leuchtturmaufseher, wo einige von uns Fischerburschen eingeladen waren — in Ermangelung anderer „Kavaliers“. Als ich sah, daß es Kate war, wünschte ich mich hundert Meilen weg auf die See oder dahin, wo mein armer Vater lag. Sie sah mich mit ihren großen, braunen Augen an, und dann sagte sie: „Pui, Master Tommyn; das ist nicht schön von Ihnen, was glauben Sie wohl wieder Ihre Mutter sagen, wenn sie Sie so hier fähet?“ — Ich mußte ganz und gar nicht, was ich antworten sollte, aber ich glaube doch wohl, daß ich es fertig bekam, sie zu fragen, was sie selber glaube. Aber dann kam jemand, und da lief ich fort, und ich schlich mich nach Hause und kroch ins Bett.“

Am folgenden Abend hatte Tommyn seine alte Jacke angezogen, ein großes, schwarzes Seidenhemd, das sein Vater an Bord auf einem Ostindienfahrer erhalten hatte, um den Hals geknüpft und die Richtung nach dem Hause des Lotsenaldermans eingeschlagen. Die er suchte, hatte er denn auch gefunden; und die schöne Kate hatte die Erklärungen des jungen Seemanns über die gestrigen Ereignisse recht freundlich angehört, ja, sie hatte ihm sogar zum Abschied die Hand gereicht.

(Fortsetzung folgt.)

Vegetationsbilder aus Spanien. *)

Von Curt Grottewitz.

Spanien ist ein Land der Vergangenheit. Seine Blüte ist dahin. Aber es hat eine Blütezeit von großer Pracht gehabt, es war ein Weltreich, ebenso mächtig wie das heutige England, sein Glanz war noch größer, denn zum erstenmal trug es die reichen Goldschätze Amerikas, die seltenen Produkte überseeischer Länder in das alte Europa. Größer war auch der Glanz, den es im Leben und Treiben seiner Bewohner entfaltete, wie denn da unten im sonnigen Süden Erde und Luft von Heiterkeit erstrahlten, ganz anders als in dem nebligen feuchten England. Der moderne Weltverkehr zog sich freilich nach dem Norden Amerikas, und England, das Inselreich, das zur Seefahrt bestimmt und dem europäischen Kontinent vorgelagert, den Verkehr an sich riß, erlitt die Macht und Weltstellung, die Spanien innegehabt hatte.

Nach Norden zu durch die hohe Pyrenäenwand von Europa abgetrennt, auf der atlantischen Seite von einem stürmischen Meere umbraust, wo den Schiffen nur wenige gute Häfen Schutz gewähren, mußte die iberische Halbinsel notgedrungen ihre Bedeutung verlieren. Spanien ist seiner ganzen Natur nach auf das Mittelmeer angewiesen.

Es ist kein Zufall, daß gerade hier am Mittelmeer die Menschheit sich zur Höhe einer gesitteten Kultur erhob. Die Natur des Mittelmeergebietes ist so freundlich, so mild, daß dem Menschen das Leben hier leicht wird. Sie ist nicht so üppig wie in den heißen Ländern, daß sie zu Müßiggang und Schlafheit nötigt, aber sie ist auch nicht so hart, daß sie zu sklavischer Arbeit zwingt. Spanien grenzt mit seiner weiten Ostküste ans Mittelmeer. An seiner Ostküste steht es also unmittelbar unter dem Einfluß dieser freundlichen, schönen, sonnigen Mittelmeernatur. Allein leider ist Spanien nicht so glücklich gestaltet wie Italien oder Griechenland, die direkt in dieses Meer hineinragen und es in tausend Buchten und Meerengen gewissermaßen in sich aufnehmen. Die ganze iberische Halbinsel bildet ein fast regelmäßiges Viereck und so ist auch die ganze Mittelmeerküste eine lange, fast gerade, ungegliederte Linie. Nun kommt aber noch der seltsame orographische Bau der Halbinsel hinzu. Ganz Spanien bildet einen mächtigen Hochlandsblock, es ist eine weite Hochebene, die 700 bis 900 Meter über dem Meere liegt. Zum Glück fällt jedoch der Ostrand dieses gewaltigen Hochlandes nicht steil ins Meer hinab, denn alsdann hätte Spanien auch im Altertum nie eine Rolle spielen können. Vielmehr ist auf der Mittelmeerseite durch die Abtragung des Wassers der Rand in Furchen zerschnitten und die abgetragene Erde als eine Art Uferquai vor dem Meere aufgeschüttet worden. So haben sich am Mittelmeer weite, ebene Niederungen gebildet, die ein wahres Paradies darstellen. Sie sind nach der Landseite zu von Gebirgen, von den Wänden des Hochplateaus begrenzt, und die Berge springen auch hier und da ins Meer vor, und trennen so die einzelnen Küstenebenen wie von Mauern eingefasste Gärten gegeneinander ab.

*) Dieser Artikel ist die letzte größere Arbeit, die der am 16. Juli d. J. beim Baden jäh ums Leben gekommene für die „Neue Welt“ geschrieben. Dr. Curt Grottewitz, der seit Ende der neunziger Jahre ständiger Mitarbeiter unseres Blattes war, hat durch zahlreiche Notizen und Aufsätze das Interesse der Leser an den Vorgängen in der Natur wachzurufen und zu festeln verstanden. Die ihm eigene flüssige und vollstündliche Darstellungsweise haben seine Bestrebungen wesentlich unterstützt. Vielen hat er Belehrung gegeben, vielen mit seiner innigen Liebe zur Natur eine Freude gemacht. Die Leser der „Neuen Welt“, die seine Arbeiten kannten und schätzten, werden dem Verstorbenen ein dankbares Andenken bewahren. —

Dieser verhältnismäßig schmale, aber sehr lange, tief gelegene Küstenstreifen ist der von der Natur am meisten begünstigte Teil Spaniens. Hier tritt der Nordländer in eine neue Zone ein. Es ist das Reich der immergrünen Pflanzen, das hier herrscht. Es ist eigentliches Südeuropa hier, afrikanisch selbst muten viele Landschaftsbilder an. Dagegen ist das weite Hochplateau, das ganze innere Spanien wegen seiner großen Meereshöhe, eine ungeheure kahle, fast baumlose, nur hier und da von Getreidefluren unterbrochene dürre Ebene. Es ist ein trostloses, weites Land, das im Winter kühl ist, fast so kühl wie die wärmeren Gegenden Deutschlands, im Sommer dagegen außerordentlich trocken. Auf dem Hochplateau erheben sich, besonders an den Rändern, hohe Gebirge, die, man möchte sagen, unmotiviert plötzlich aus der Hochebene aufsteigen. Diese Gebirge haben eine Vegetation, die an die der Alpen und die unserer deutschen Gebirge erinnert.

So hat denn Spanien in der Hauptsache drei von einander verschiedene Vegetationszonen: die Zone am Mittelmeer, die Hochebene und die höheren Gebirge. Den Nordländer wird natürlich am meisten die glückliche, von einer schönen, fremden Pflanzenwelt beherrschte Zone am Mittelmeer interessieren. Sie ist klimatisch sehr günstig gestellt. Selbst ihr nördlicher Teil ist so warm wie das südliche Italien und der südliche Teil, wo Schnee und Frost fast unbekannt sind und nur höchstens einmal in einer Winternacht auftreten, besitzt schon nordafrikanisches Klima. Selbst dieser Küstenstreifen ist ziemlich trocken, die Sonne glänzt fast Tag für Tag an einem wolkenlosen, heiteren Himmel. Zwar mildert die Nähe des Meeres ein wenig die Trockenheit, aber auch dieser Küstenstreifen wäre ein dürres Land, wenn nicht zahlreiche Flüsse vom Hochland her hier einmündeten. Selbstverständlich ist dieses schöne Land am Meere vom Menschen ganz und gar in Besitz genommen. So weite Strecken auf dem Hochplateau brach liegen, so klein und spärlich die Ansiedelungen sind, so fleißig regen sich hier alle Hände, um jedem kleinen Stück Boden den Ertrag abzugewinnen, den er so gern gibt. Aber all der Fleiß würde doch den Boden nicht zu so reicher Fruchtbarkeit zwingen, wenn nicht das Wasser der Flüsse bei ihrem Eintritt in die Küstenebene aufgefangen und durch ein weitverzweigtes Netz von Kanälen und Gräben über die ganze Landschaft verteilt würde. Erst dadurch wird diese zu einem Garten, zu einem Paradiese von ungewöhnlichem Reichtum.

Wo wenig Wasser vorhanden ist, an einzelnen höher gelegenen Stellen und an den unteren Hängen der Berge, da sind es zwei Baumarten, die hauptsächlich kultiviert werden: der Delbaum und der Johanniskrautbaum. Dem letzteren wird der trockenere, steinigere Boden angewiesen, der Delbaum ist dagegen schon etwas wählerischer. Beide werden in ausgedehnten Gärten reihenweise in weiten Abständen von meist zehn Metern angepflanzt. Während in der Provence, dem Gebiete, das uns mit Olivenöl versorgt, die Delbäume kleine, pfirsichhohe Bäumchen sind, deren Früchte leicht vom Boden aus abgepflückt werden können, erheben sich dieselben Bäume in Spanien zu ansehnlichen Dimensionen. In der Art ihres Wuchses, dem dicken oft verkrüppelten Stamm, der weiten, unregelmäßigen Verzweigung könnte man sie mit alten Apfelbäumen vergleichen. Aber freilich im übrigen haben sie ein ganz anderes Aussehen. Ihre immergrünen Blätter gleichen vielmehr denen der Silberweiden, sowohl in der Form als in der Färbung. Die Unterseite namentlich ist ganz weißgrau. Auch der Stamm hat eine graue Farbe. Einen ganz eigenartigen Eindruck macht solch ein Delbaumgarten. Er ist meist von dicken Mauern eingefast, die aus Feldsteinen ohne Mörtelverbindung errichtet sind. So starr, steinig, trocken, ebern wie diese Mauern, so sehen die Bäume mit ihren starren, grauen Blättern aus. Sie scheinen aus künstlichem Stoff hergestellt zu sein. Die Delbäume sind in Spanien wie überall

im Mittelmeergebiet sehr geschätzt, sie sind nützlicher als dies irgend ein Baum bei uns ist. Denn das Öl, das aus den Oliven gepreßt wird, spielt dort dieselbe Rolle wie bei uns Butter und Schmalz. Die Früchte selbst werden in verschiedener Zubereitung gegessen. Ich wurde während meiner Reise in Spanien zu Anfang dieses Jahres mitunter in ein kleines Dorf verschlagen. Da gab es im Wirtshaus nichts, was man sonst in solchen Häusern zu bekommen gewohnt ist, nicht Schinken, nicht Eier, nicht Käse. Trockenes Weizenbrot und Oliven, natürlich auch Wein, das war dann die Mahlzeit, mit der man sich begnügen mußte. Sie schmeckte übrigens nicht schlecht, einen gesunden Appetit vorausgesetzt. Die in Essig eingemachten Oliven pasteten sehr gut zu dem Brot. Die guten Wirthe wollten es kaum glauben, daß es in Deutschland keine Delbäume gäbe.

Neben und besonders über den Delbaumgärten liegen fast immer Anpflanzungen von Johanniskrautbäumen. Sie ziehen sich oft weit an Bergen empor, niedere Hügel überziehen sie ganz. Auch sie sind häufig mit jenen kunstlosen Steinmauern umgeben, zu denen das Material allenthalben im Boden lagert. Oft stehen die Bäume ganz in Steingeröll. Ein Garten mit Johanniskrautbäumen macht zwar denselben regelmäßigen Eindruck, den schließlich jeder Baumgarten macht, in dem Bäume in geraden Reihen angepflanzt sind. Aber das Aussehen der Bäume ist doch ein ganz anderes als das der Delbäume. In der Form sind die ersten sehr massig, die Stämme sind oft so dick, daß man sie kaum umspannen kann. Sie gehen mit ihren Kronen ganz außerordentlich in die Breite, die Äste hängen in weitem Umkreis um den Stamm fast zum Boden herab, so daß sie dichte Lauben bilden. Das gibt ihnen ein sehr patriarchalisches, gemüthvolles Aussehen. Ihre immergrünen Blätter sind nun freilich ganz mittelländisch. Es sind Fiederblätter von schönem, dunklem, glänzendem, lederartigem Grün. Trotz der Fiederung ist die Belaubung aber nicht leicht und luftig, sie ist im Gegenteil voll und schwer, der Baum, dick und breit, hat auch ein dichtes, massiges Laub. Die Johanniskrautbäume geben mit ihren langen fleischigen Hülsen eine beliebte Nahrung für Pferde, Esel und Maultiere. Die Menschen mögen sie nicht. Ich muß gestehen, daß ich Johanniskraut leidenschaftlich gern esse, aber ich sah nirgends, daß man solches verkaufte. Aber überall, wo Fuhrwerke rasteten, sah man, wie die Zugtiere aus angehängten Beuteln oder vorgesehten Krippen Johanniskraut mit großer Seelenruhe verzehrten und von der leckeren Kost einen guten Teil auf die Straße warfen. Wie habe ich diese Pferde, Esel und Maultiere manchmal beneidet! Ich hatte oft Lust, mich an ihrer weggeworfenen Mahlzeit zu delectieren. Aber ich fürchtete die allgemeine Verachtung. Mein Freund Don Pedro Sellares von der Insel Mallorca, dem ich meine Leidenschaft gestand, und den ich zugleich um Rat fragte, wo man Johanniskraut zu kaufen bekäme, hatte mich verb ausgelacht. Es war für ihn wohl dasselbe, wie wenn jemand sagt, er esse gern Heu oder Hafer.

Als Pflanzen, die ziemlich starke Trockenheit vertragen, sind die Delbäume und besonders die Johanniskrautbäume selten in der Tiefe der Küstenebene, soweit sie tüchtig bewässert werden kann, angepflanzt. Auch der Weinstock wird mehr auf höher gelegenen Terrain kultiviert. Die Weinplantagen werden ganz anders angelegt als am Rhein. Man zieht die Reben ohne Pfähle. Es werden lange Reihen in etwa 1 1/2 Meter Entfernung von einander gezogen, in denen die Pflanzen in einem Abstand von etwa einem Meter stehen. Es sind dünne Stöcke, höchstens einen halben Meter hoch, oft noch niedriger und jeder besitzt 2—3 Ruten, die auf zwei Augen zurückgeschnitten sind. Die aus den Augen hervorkommenden Triebe, welche die Trauben hervorbringen, kriechen also an der Erde hin. Die Weinplantagen zeugen fast ausnahmslos von guter Kultur, der

Boden war locker gehackt und frei von Unkraut. In diesem milden Klima gedeiht der Wein natürlich vorzüglich. In jedem kleinen Dorfe bekommt man für billiges Geld guten, allerdings etwas schweren Wein. Auch die Rosinen von der spanischen Mittelmeerküste erfreuen sich eines guten Rufes.

Während so höher gelegene Punkte der Küstenebenen mit Del- und Johannisbrotbäumen und Wein bepflanzt sind, machen die im Beriegsungsgebiet gelegenen Fluren mehr einen mitteleuropäischen Eindruck. Getreide- und Hülsenfrüchte werden hier gebaut, stellenweise auch Gemüse. Man sollte meinen, daß gerade dieser in jeder Beziehung so bevorzugte Boden zur Erzeugung anderer als der mitteleuropäischen Landwirtschaftsprodukte benutzt werden würde. Allein man muß bedenken, daß die Felder, die bei uns eine, höchstens zwei Ernten im Jahre geben, hier eine vier- und noch mehrfache Bestellung erlauben. Der ganze Winter steht den Landwirten hier für ihren Ackerbau zur Verfügung. Das Jahr ist für das Wachstum der Kulturpflanzen gerade noch einmal so lang als bei uns, und dabei ist gerade der Sommer, in dem das üppigste Wachstum stattfindet, doppelt so lang. In dem milden Winter der spanischen Mittelmeerküste wächst der Weizen, der Kohn, die Erbse, die Luzerne so flott wie bei uns im Frühling. Der Sommer ist für Bohnen und Mais und Reis frei, der Herbst für Kartoffeln und Rüben. Der Reis, der allerdings eine Pflanze wärmerer Länder ist, wird an einigen sumpfigen Stellen der Küste angebaut, also an Vertlichkeiten, die bei uns kaum einen Ertrag außer schlechtem Heu liefern würden.

Außer dem Reis, der aber schließlich als Getreidegras das mitteleuropäische Landschaftsbild weiter Strecken am spanischen Mittelmeergebiet nicht beeinträchtigen würde, ist hier noch eine andere südländische Pflanze in Kultur, eine Pflanze, die uns allerdings mit einem Schlage in das freundliche Mittelmeergebiet zurückversetzt: der Orangenbaum. Erst südlich vom Ebro beginnt die Apfelsinenkultur und in der Provinz Valencia wird sie am eifrigsten betrieben. Es sind niedrige, mehr buschartige Bäume, die mit ihren goldenen Früchten einen wunderbaren Anblick gewähren. Wer solch eine Plantage dieser schönen, vollbelaubten Buschbäume zu der Zeit gesehen hat, wo sie über und über mit den herrlichen, leuchtenden Früchten behängt sind, der wird das Bild sein Lebtag nicht vergessen. Auch die Orangenbäume werden in großen, feibartigen Gärten angepflanzt, die mit Stein- oder Lehm-mauern umgeben sind. An den Plantagen führen Wassergräben entlang, von denen aus der ganze Garten berieft werden kann. Diese Wassergräben durchziehen überhaupt die ganze Landschaft, auch die Getreide-, Gemüse- und Futterfelder. Dadurch bekommen selbst die grünen Weizen- und Erbsenfluren, die so sehr an unsere Heimat erinnern, einen etwas abweichenden Charakterzug. Diese schnurgeraden, regelmäßig verteilten Gräben erwecken das Bild intensivster Kultur.

Alle Felder und Plantagen, die unter Wasser gesetzt werden können, sind natürlich vollständig eben. Sie sind es sicher nicht von Anfang an gewesen, und die Planierung mag in jenen alten Zeiten, als die Römer und dann die Mauren dieses bewundernswürdigen System von Wasseradern über die Küstenebene hin schufen, ein hartes Stück Arbeit gewesen sein. Aber nicht jedes im Bereich eines Flusses liegende Küstengebiet ist durchaus eben. Es wurde vielmehr oft nach Ueberbrückung von Schluchten und nach Beseitigung anderer Hindernisse das Wasser des vom Hochplateau kommenden Flusses so geleitet, daß es zunächst die höher gelegenen Striche berührte und nach und nach weiter nach den tiefer gelegenen Fluren fließen konnte. So liegen die einzelnen Felder oft terrassenartig über einander, jedes einzelne ist vollständig eben, aber eines liegt in einem anderen Niveau als das andere.

Die Wege zwischen solchen terrassenförmig angelegten Plantagen sind meist sehr schmal, steil und in einem miserablen Zustande. Rechts und links sind hohe Mauern oder Lehmwände, zwischen denen selbst im Winter eine unerträgliche Wärme brüht. Ich weiß von Italien her, wo auch dieses System von Feldwegen zwischen Steinmauern herrscht, welche Backofenglut hier im Sommer den bemitleidenswerten Nordländer umfängt. In dem nördlichen Teile des spanischen Küstestreifens sind diese Mauern und Lehmwände von imposant ausschauenden, grauen, ameritanischen Agaven und phantastisch gestalteten Opuntien bewachsen — ein Bild, als wäre ein Stück mexicanischer Steinwüste hierher ans Mittelmeer versetzt worden.

Die großen Landstraßen, die mit ihren furchtbar staubigen kaltweißen, zerfahrenen Dämmen durch die Küstenebene ziehen und an deren Rändern meistens auch die Wassergräben entlang führen, sind streckenweise mit Bäumen bepflanzt. Häufig sieht man hier Platanen, die überhaupt in Südeuropa sehr beliebte Allee-bäume, auch in Städten, sind. An feuchteren Stellen ragen bisweilen Pappeln oder auch hohe schlante, aus Australien stammende Eukalypten auf.

Bei uns gewährt es nach langer Wanderung auf staubiger Chaussee einen Genuß, in ein Dorf zu kommen, wo sämtliche Häuser zwischen Bäumen und Gärten versteckt liegen. In Spanien, und nicht nur an der Mittelmeerküste, stehen die niederen, steinernen, weißen Häuser dicht an einander. Solch eine Ortschaft ist eine wahre Kolonie von Steinhöhlen. Die Fensteröffnungen sind außerordentlich klein und sehr sparsam verteilt, sie besitzen außerdem meist keine Glasscheiben. Die Dächer sind flach, kaum zu sehen. Gärten in unserem Sinne gibt es fast gar nicht, ausgenommen natürlich in Villenorten. Ist das Dorf klein, und ist es von Oliven-, Johannisbrot- und Orangebaumplantagen umgeben, so ersetzen diese einigermaßen die kleinen Hausgärten. Ist es aber groß, so ist es ein trübseliges Gewirr von kahlen Mauern. Im südlichen Teile der Mittelmeerküste ragt über den Dörfern häufig eine oder einige Dattelpalmen empor. Das gibt der Ansiedelung sofort etwas Afrikanisches oder Orientalisches. Ganz fremdartig wirkt doch die Form einer Palme! Der hohe, schlante, unverzweigte Stamm, kühn in die Lüfte strebend, und dann ganz oben an seinem Ende diese Verzweigung von riesigen Blätternadeln, die in malerischem Bogen überhängen!

Man pflanzt die Dattelpalmen nicht nur aus ästhetischen Gründen an. Die Bäume geben schon südlich vom Ebro Früchte, die allerdings nicht jedes Jahr reif werden. Nur in einem kleinen Landstriche, bei der Stadt Elche, in einer fürchterlich trockenen, heißen Gegend, sind Dattelpalmen in großen Plantagen angepflanzt und geben regelmäßigen Ertrag. Sie bilden hier einen umfangreichen Dattelpalmenwald, den einzigen von Europa. Außer der Dattelpalme sieht man bei Dörfern sodann noch häufig einige Kirshofsbäume. Meistens werden an den Beerdigungsstätten Cypressen angepflanzt, und einen besseren Baum für Friedhöfe als die Cypresse mit ihren schwarzen Nadeln und ihrer ernsten, steifen Spitzpappelgestalt kann es wohl kaum geben.

Auf größeren Friedhöfen findet man häufiger noch zwei bis drei andere südländische Bäume die man auch in eleganten Gärten, in Parkanlagen, bei Bahnhöfen, an der ganzen Mittelmeerküste Spaniens wieder sieht. Der eine davon ist der schon erwähnte Eukalyptus, ein Riesenbaum mit hohem Stamm, der ausschaut, als ob seine Rinde abgeschält wäre, und mit Blättern, die weidenartig länglich und grau gefärbt sind. Von ganz anderem Schlage ist der zweite, der Mollebaum (*Schinus molle*). Etwas Zierlicheres kann man sich kaum denken. Er hat ganz klein und schmal gefiederte Blätter, die Blättchen der Fiedern gleichen fast den Nadeln der Sibe-

aber das Grün ist lichter, es ist alles Licht, Luft, Zierlichkeit in der Belaubung dieses aus Südamerika stammenden Baumes. Zur Blütezeit behängt er sich mit schönen, gelben Trauben und später glänzen in seinem anmutigen Laube kleine tarmoisirote Beeren. Noch ein dritter, sehr aparterer Baum wird an denselben Vertlichkeiten öfters angepflanzt, eine Casuarine, deren schachtelhalmarartig gegliederte Zweige ungeheuer langen, schlaff herabhängenden Nadeln gleichen.

Man findet diese drei Bäume, namentlich aber die beiden ersteren fast regelmäßig in Schmuckanlagen. Von wunderbarer Pracht, von ganz exotischem Aussehen sind diese Gärten der spanischen Mittelmeerküste mit ihren Palmen, ihren baumartigen Yuccas, ihren Arakarien von riesigen Dimensionen, ihren immergrünen Magnolien. In den kleinen Privatgärten begegnet man außer Rosen, einigen Apfelsinen- und Zitronenbäumchen, häufig dem Oleander, der Myrte, dem Lorbeer, dem Laurustin, der Kutuba, vor allem aber dem japanischen Ebonymus und dem immergrünen Liguster. Der Ebonymus namentlich fehlt in keinem Garten, er ist dasselbe, was bei uns der Flieder ist. Seine Blüten sind freilich nicht weit her, aber er besigt dafür schöne rote Früchte, die unserem Flieder wiederum abgehen. Und außerdem hat unser Flieder nur eine kurze Zeit, wo er schön, dann allerdings von dustigster Lieblichkeit ist; der Ebonymus dagegen behält auch im Winter seine dicken, vollen Blätter. Man wird übrigens bemerkt haben, daß die bevorzugten Sträucher oder Bäumchen der kleinen spanischen Gärten unsere sogenannten „Kübelpflanzen“ sind. Bei uns werden diese im Winter in einem kühlen, frostfreien Raume untergebracht, im Sommer stellt man sie ins Freie. In Spanien (und überhaupt am Mittelmeer) leben diese Pflanzen das ganze Jahr über in freier Erde, eine Frostnacht schadet ihnen nichts.

(Schluß folgt.)

Der Gruß.

Von Rudolf Lautenbach.

Die allgemeinste Umgangsform unter Menschen ist der Gruß. Er ist hervorgegangen aus der Furcht vor dem Fremden, dem Feinde; sein ursprünglicher Sinn und Inhalt war die Versicherung des Friedens und der Unterwerfung. Im Laufe der Zeiten hat mit dem Wandel der gesamten menschlichen Verhältnisse natürlich auch der Gruß eine andere Bedeutung bekommen; heute ist er unter zivilisierten Menschen gewöhnlich nur eine Aeußerung der Beachtung und Achtung, der Freundschaft und des Wohlwollens. Wie so mancher andere Brauch, der einst wohl begründet war, bestehen geblieben ist, obwohl er zu den veränderten Verhältnissen gar nicht mehr paßt, so erscheint uns auch die Sitte des Grüßens heutzutage in vieler Hinsicht unverständlich. Das kommt daher, daß sich die alten Formeln und Geberden erhalten haben, trotzdem ihr Sinn ein anderer geworden ist. Zuweilen haben sich auch die Worte geändert, aber die Geberde ist noch die frühere. Daß wir z. B. einem begegnenden Bekannten das triviale „Mahlzeit!“ zurufen und gleichzeitig ehrerbietig das Haupt entblößen, macht durch den Gegensatz einen beinahe komischen Eindruck. Selbst daß wir jemandem „Guten Morgen“ wünschen und dabei den Hut ziehen, scheint wenig Sinn zu haben. Gehen wir jedoch der Sitte, die Kopfbedeckung beim Grüßen abzunehmen, auf den Grund, so finden wir, daß sie ebenso wie das Verbeugen und Verneigen und das bei Mädchen übliche, ungraziöse Knicken eine symbolische Andeutung der Schutzlosigkeit und der Unterwerfung ist. Anstatt sich vollständig niederzuwerfen, wie es bei klawischen und weniger zivilisierten Völkern heute noch Sitte ist, begnügt man sich mit einer bloßen Andeutung dieses Zu-



In Weinlaune. Nach dem Gemälde von L. Graner y Arrufi.

standes. Noch einen Schritt weiter in der Vereinfachung der Grußgeberden geht das militärische Grüßen, wo nur noch durch eine bloße Handbewegung nach der Kopfbedeckung die Absicht zu erkennen gegeben wird, daß man dieselbe eigentlich abnehmen wolle.

Die Worte oder Sprüche des Grüßenden sind sehr mannigfaltig und selbst in den einzelnen Gegenden desselben Landes verschieden. In Deutschland sagt man je nach der Tageszeit: „Guten Morgen!“, „Guten Tag!“, „Guten Abend!“, an manchen Orten auch „Guten Nachmittags!“, so wohl beim Begegnen wie beim Auseinandergehen. Mit „Gute Nacht!“ und „Angenehme Ruhe!“ verabschieden sich nur nähere Bekannte, wenn sie sich kurz vor dem Schlafengehen trennen. Früher hörte man noch häufiger als jetzt: „Zhr Diener!“ oder einfach „Diener!“ Das lateinische Wort hierfür, „Servus“, ist in Oesterreich noch allgemein gebräuchlich, vielfach auch in Süddeutschland. Gewöhnlich grüßt der Süddeutsche freilich beim Begegnen mit: „Grüß Gott!“, beim Weggehen mit: „Behüt' Dich Gott!“ Die kirchlichen Formeln: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und die Erwiderung: „In Ewigkeit, Amen!“ haben keine größere Verbreitung gefunden. Auch die verschiedenen Berufsklassen hatten in früheren Zeiten besondere Begrüßungsformeln; heutzutage reden sich lediglich noch die Bergleute mit dem hübschen „Glück auf!“ an. Einer immer größeren Beliebtheit erfreut sich das profane und häßliche „Mahlzeit!“, das burschikose und burschlos sein wollende Menschen von früher Morgen- bis zu später Nachtstunde anwenden.

Ein steter Bestandteil des Grußes ist unter Näherstehenden der Händedruck. Der Handschlag, diese natürlichste und älteste Form der Vereinigung, des Bundes und des Friedens, findet sich schon in der mosaischen Religion angedeutet: der Jehova der Juden zeigte auf bildlichen Darstellungen immer die aus den Wolken herabreichende Hand. Bei stürmischen Begrüßungen tritt der Kuß hinzu, gleichfalls ein Zeichen der Versöhnung und des Friedens. Er diente im deutschen Mittelalter auch zur Bekräftigung von Versprechen und Verträgen. Gegenwärtig ist das Küssen beim Empfang und Abschied in Deutschland nur unter nahen Verwandten üblich, während sich in Oesterreich Freunde vielfach mit einem Kuß begrüßen und verabschieden. In sentimentalen Zeiten pflegten sich auch Männer allgemein öffentlich zu umarmen und zu küssen. In den „höheren“ Kreisen besteht auch heute noch die unsaubere Gewohnheit, den Damen die Hand oder vielmehr den Handschuh zu küssen. In Rußland entschädigen die Damen befreundete Männer für diese Ueberwindung durch einen Kuß auf die Stirne.

Unsere Nachbarn jenseits der Bogenen begrüßen sich bereits in der Frühe mit einem „Bon jour!“ („Guten Tag!“) und von Mittag ab mit „Bon soir!“ („Guten Abend!“). Mit dieser Einteilung des Tages in zwei Teile begnügen sich auch die übrigen romanischen Nationen. Auch der Italiener, Spanier, Portugiese wünscht keinen „Guten Morgen!“, sondern gleich „Guten Tag!“: „Bon giorno!“ bezw. „Buenas dias!“ bezw. „Bom dia!“ und am Nachmittags schon „Guten Abend!“: „Bona sera!“ usw. „Gute Nacht!“, also „Bonne nuit!“ „Bona notte!“ usw. sagt man erst kurz vor Schlafengehen, aber ebenso wie bei uns nur unter Bekannten. Unsere „Angenehme Ruhe!“ findet sich im Italienischen: „Bon riposo!“ wieder, was ganz allgemein vor dem Zubettgehen gebräuchlich ist. Gewöhnlich verabschiedet sich der Franzose mit dem altbekannten „Adieu!“, italienisch „Addio!“, spanisch „Adios!“, das unserem alten „Gott befohlen!“ entspricht, wofür man heute vielfach sich selbst empfiehlt: „Empfehle mich!“ In Süddeutschland geht man oft mit: „Hab' die Ehre!“ ab. Immer mehr verbreitet sich in Deutschland, auch bei Trennungen auf nur kurze Zeit, der schöne Abschiedsgruß „Auf Wiedersehen!“ — entsprechend dem französischen

„Au revoir!“, dem italienischen „A rivederci!“ und dem spanischen „Hasta la vista!“

Der Engländer begrüßt die Begegnenden mit „Good morning!“ und „Good evening!“ und vor dem Schlafengehen sagt er „Good night!“, einen „Guten Tag!“ wünscht er nicht. Außerdem fragt er beim Begegnen: „How do you do?“, „How are you?“ usw., d. h. „Wie geht's Ihnen?“, „Wie befinden Sie sich?“ Beim Auseinandergehen wünscht er „Good bye!“ oder „Farewell!“, d. i. „Lebe wohl!“ Ähnlich sagt auch der Holländer „Vaur wel!“ und der Schwede „Farväl!“

Während die alten Griechen beim Kommen und beim Gehen dasselbe Wort gebrauchten: „Chaire!“ („Freue Dich!“), hatten die Römer bereits zwei Ausdrücke: beim Begegnen riefen sie sich „Ave!“ zu („Sei gegrüßt!“), beim Scheiden dagegen „Vale!“ („Bleibe gesund!“). In der Grußformel der Israeliten „Scholem alechem!“, d. h. „Friede sei mit Euch!“, spricht sich noch deutlich der religiöse Einfluß aus, der sich in gleicher Weise in den späteren christlichen Formeln: „Pax vobiscum!“, Friede sei mit Euch!“, „Adieu!“ usw. bemerkbar macht. Den alten semitischen Spruch wendeten heutigen Tages noch die Araber an, sie rufen dem Begegnenden „Salem aleikum!“ (Friede sei mit Euch!) zu und legen dann zum Zeichen, daß sie's herzlich meinen, die Hand auf die Brust; der Begrüßte erwidert darauf „Aleikum essalem!“ („Mit Euch sei Friede!“). Ähnlich sind die Grußgeberden der Türken. Sie kreuzen beide Arme über der Brust und machen eine neigende Kopfbewegung gegen den, welchen sie grüßen. Die marokkanischen Mohammedaner pflegen, wie Gerhard Kuhlfs berichtet, ihre Grußformel „Der Gruß (nämlich Gottes) sei mit Euch!“ nur an die Gläubigen, also an die Anhänger ihrer Religion zu richten. Sobald der echte Moslem in eine Gesellschaft tritt, in der er Andersgläubige bemerkt, sagt er einschränkend „Gruß meinen Leuten!“ oder „Gruß den Leuten des Grußes!“; er redet also damit nur seine Glaubensgenossen an, während er die Ungläubigen davon ausschließt.

Sklavischer Art sind natürlich auch heute noch die Achtungsbezeugungen bei den in Knechtschaft lebenden Völkern; zu denen leider auch unsere östlichen Grenznachbarn noch gehören. Der Böhme küßt vielfach noch den Saum des Kleides der Höherstehenden. Der Pole küßt die Schultern seines Herrn, oder verbeugt sich vor ihm bis zum Boden, oder wirft sich ihm vollständig zu Füßen. Diese letzte Grußform ist bei den Russen häufig noch Sitte. Sie werfen sich vor ihren Bedrückern auf die Erde und umfassen sogar deren Knie und drücken Küsse darauf. Gleichgestellte begrüßen sich in Rußland gewöhnlich mit „Sdrawsdwujte!“ („Seid gesund!) und beim Gehen sagen sie „Do Swidanja!“ („Auf Wiedersehen!“). Handelt es sich aber um eine voraussichtlich längere Trennung, so bedienen sie sich eines besonderen Ausdrucks: „Proschtschaitje!“, d. h. „Verzeiht!“, wobei natürlich zu ergänzen ist, „daß ich Euch verlasse.“

Noch hündischer sind die Versicherungen der Ergebenheit in den asiatischen Ländern. Die Bewohner Ceylons werfen sich vor den Vorgesetzten nicht nur zu Boden, sondern sie murmeln dabei auch fortwährend deren Namen und Titel. Die Indier legen zuerst die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit derselben die Erde und darauf die Stirne, indem sie sich als „untertänige Sklaven“ des gefürchteten Gewalthabers bezeichnen. Der niedere Chinese steigt, wenn er einem Höheren begegnet, vom Pferde und wartet zu Fuß, bis dieser an ihm vorbeigeritten ist. Auch bei den Japanern äußerte sich bis vor kurzem noch die sklavische Denkart der Mongolen im Gruß. Der geringere Japaner mußte vor dem Vornehmen seine Sandalen ausziehen, die rechte Hand in den linken Ärmel stecken, dann langsam die Arme bis an die Knie heruntersinken lassen, mit abgemessenen Schritten vorbeigehen und mit ängstlichen

Mienen und Geberden „Augh, augh!“ rufen, was soviel bedeutet wie „Flüge mir kein Leid zu!“

In den despotischen Staaten Afrikas, wo eine tiefe Kluft die Regierten von den Regierenden trennt, tritt die knechtische Gesinnung und Furcht der gewöhnlichen Untertanen vor den Machthabern bei der Begrüßung gleichfalls deutlich hervor. Es fallen die Abessinier bei der Begegnung mit den Angehörigen der privilegierten Klassen auf die Knie und küssen den Erdboden. Die Ägypter strecken vor dem Begrüßten die Hand aus, legen sie dann auf die Brust und machen eine tiefe Verbeugung. Bei den Mabinta-Negern treffen wir, trotzdem sie sonst eine verhältnismäßig hohe Kultur erreicht haben, schon den Uebergang zu der bei vielen wilden Völkern eigentümlichen Gewohnheit des Beschnüffeln's. Will der Mabinta eine Frau begrüßen, so ergreift er ihre Hand, führt sie an seine Nase und beriecht sie zweimal. Ein wirkliches Beschnüffeln bei der Begrüßung ist bei vielen niedrigstehenden Stämmen Sitte, sowohl in Asien wie auf den australischen und Südsee-Inseln. Dort reiben die Leute die Nasen aneinander, und zwar entweder nur die Spitzen oder aber auch die Seitenflügel. Dabei suchen sie durch kräftiges Einatmen eine möglichst starke Dosis der ausströmenden Düste gegenseitig einzuschnüffeln. In manchen Gegenden ist diese intensive, aber wenig appetitliche Art des Grüßens auf Gleichstehende beschränkt, während sonst der Niedere nur das eigene Riechorgan reibt und dann an der Hand des Vornehmen riecht. Diese für unsere Begriffe höchst merkwürdigen Grußformen erinnern schon etwas an das Beriechen, womit sich manche Tiere beim Begegnen ihre Aufmerksamkeit erweisen.

Wie im persönlichen, so haben sich auch im brieflichen Umgang bestimmte Grußformeln allmählich herausgebildet, und auch diese sind nicht allenthalben und zu jeder Zeit dieselben gewesen. Anrede und Schluß der Briefe, die entschieden als Versicherungen der Freundschaft, der Achtung oder der Untertänigkeit, also als Begrüßungen aufzufassen sind, haben mancherlei Wandlungen durchgemacht. Unter Bekannten dient das Wort „Grüß!“ als solches zur Bezeugung der Freundschaft und Zuneigung, sei es nun, daß es allein oder in Verbindung mit Beiwörtern gebraucht wird. Während dieser Gruß heutzutage allgemein am Ende eines Schreibens angebracht wird, befand er sich früher am Anfang. Hier und da findet sich dieser alte Brauch auch jetzt noch. Befreundete Verbände und Vereine beginnen ihre Briefe zuweilen noch mit den einleitenden Worten: „Unsere Gruß zuvor!“ — Nebenbei sei bemerkt: Das Datum hat die umgekehrte Wanderung gemacht, es ist vom Schluß, wo es früher stand, an die erste Stelle gerückt.

Die mehr oder weniger knechtische Gesinnung des Briefschreibers läßt sich auch heute noch an den Grußformeln erkennen, wenn auch zuzugeben ist, daß die Schwelligkeit früherer Zeiten einer größeren Natürlichkeit immer mehr Platz macht. Gerade und aufrechte Naturen begnügen sich jetzt auch gegen Fremde und scheinbar Höherstehende mit der Anrede: „Geehrter Herr!“ usw. und schließen mit der einfachen Achtungsver Versicherung: „Hochachtung“, „Achtungsvoll“ und dergl. Freilich gibt es auch noch Menschen, die auf einer tieferen Bildungsstufe stehen geblieben sind, und sich als „in Demuth ersterbende Diener und Knechte“ fühlen. Daß diese „alleruntertänigsten Diener und Knechte“ noch nicht ausgestorben sind, beweist, daß sie ihre Versicherung leider nicht ernst nehmen. Sie werden auch erst von der Bildfläche verschwinden, wenn die Menschen nicht mehr „Hochgeborenen“, „Hochwohlgeborenen“ und „Wohlgeborenen“, sondern einfach geboren werden. Sind wir erst einmal dahin gekommen, daß sich nur noch Menschen und Menschen, Freie und Freie gegenüberstehen, dann wird der Verkehr der Menschen unter einander ganz von selbst eine ungezwungene und natürlichere Gestalt annehmen, und jedes Ceremoniell verschwinden. —

Erntenöte.

Dorfstimmung von Franz Diederich.

Mein Sommerdorf, tagelang und gestern noch unter grauem, regensprühenden Himmel in gedrückter Stimmung hinruhend, ist nun auf einmal in Bewegung geraten.

Zwar ist der Himmel immer noch nicht wolkenfrei, aber vom hohen Föhrenwald her, der sich in langer grau-weiß-dunkelgrüner Sperrwand einen Sandhügel hinan quer hinter das Dorf ringelt, weht ein kräftig stoßender Wind, der die Wolken nicht zum gefährlichen Sammeln kommen läßt. Er zerreißt sie, daß überall nun blaue Striche und Streifen hintreiben, aus denen ein verschleiert weißes Blenden quillt, und er treibt die grauen Wolkenfetzen übers Dorf hinaus und über das offene, von hohen runden Pappeln leicht und bis in weit blasse Ferne hin durchreichte Roggenland. Nun ist das Dorf auf einmal wie verwandelt. Die breite ausgefahrene, von Linden- und etlichen dunklen Kastanien- und Birnbäumen beschattete Dorfstraße hat tagelang trübselig dreingeschaut. Alles schleppte hin. Die vermühten Gesichter der bäuerlichen Leute sahen dumpf und schlaff drein. Wo ein Bauer ging, fehlte im Bewegen sichtbar die rechte Lust. Es lebte kein Zweck im Schreiten und Tun. Man tat, was man lieber jetzt nicht getan hätte, weil's keineswegs damit drängte.

Draußen der Roggen, der überreif die Halmköpfe senkte und sich von dem Regen niederdrücken ließ, der wartete auf die bäuerlichen sensenschwingenden Fäuste, und er verdarb, wenn er nicht bald vom Acker in die Scheune kam.

Die armen, ganz kleinen Leute hatten's am schlimmsten. Sie standen ohne Arbeit herum. Die Furchen in den wetterdunklen Gesichtern senkten sich finster noch tiefer ein, als sie ohnedies gegraben waren.

Da und dort schob einer langsam zum größeren Bauernhof, ein ernstes Anliegen im Sinn: das Mehl und auch das Stroh, das die kleine Ackerstelle vor Jahresfrist geliefert, ging just in diesen Tagen zu Ende. Das unaufhörliche Regnen spielte der sparsamen Einteilung den ärgsten Streich: man hatte mit pünktlicher Juni-ernte gerechnet, und nun mußte der Roggen draußen auf dem Acker bleiben, statt eingeholt zu werden und schnell unter den Dreschselegel zu kommen. Was war zu machen?

In den nassen Wald streifen und Pilze für den Stadtmartt schneiden, nun ja, — aber das trägt nicht viel und ist auch nicht jedermanns Geschmaack. Und dann, wenn gar so viele suchen! Und Pilze sind kein täglich Brot. Das eben fehlt vor allem, und nun soll der Bauer Mehl oder ein Brot auf die künftige Ackerarbeit vorstrecken. Aber wenn es bedrückt, sagen zu müssen, daß es zu Hause knapp hergeht, dann bedrückt es noch mehr, einzugehen, daß man im Jahr nicht ausgekommen ist. Denn dies ist ein Dorf ohne großen Grundbesitz, was so viel heißen will als: hier fühlt man noch nicht recht, wie reich und arm einander gegenüberstehen. Man sagt etwa: Tagelöhner gibts bei uns nicht, jeder hat noch seinen Acker und sein Stück Vieh. Aber eine ganze Reihe von Leuten hat doch auch kein eigenes Haus, keinen eigenen Stall und keine Scheunen, muß zur Miete wohnen und arbeitet ganz selbstverständlich die Miete zu gutem Teil ab. Bar Geld ist rar, und jeder hält fest, was er hat, und sucht sich in allen Dingen grundsätzlich selbst zu helfen, so daß der Berufshandwerker wenig Gelegenheit zum Verdienst hat und auch im Dorfe selbst bis auf den Schmied gänzlich fehlt. Man lebt hier aus der Hand in den Mund, und so ist man dem Wetterwillen ganz verzwickt gleich mit dem Wagen preisgegeben.

Den Bauern, bei dem ich wohne, hat das betrachte Wetter ganz und gar umgeworfen. Er

ist der zweitgrößte Besitzer im Dorf, und das Brot geht so leicht nicht aus, wenn man fünfzehn starke Fuhrer ernten konnte. Aber er ist ein unermüdlicher Wirtschaftler, der das Stillstehen zur unredlichen Zeit nicht verträgt.

Er hat's nicht gelernt, die Hände in den Schoß zu legen, und ist seine Kartoffel- und Schmalzstullenmahzeiten nicht mit gutem Gewissen und also nicht mit Genuß, wenn er nicht sein sicheres Stück Arbeit vor sich oder hinter sich hat. Er will Verdienst sehen und fühlen.

So hat er tätig und sparsam zusammengebracht und mit eigenen Händen buchstäblich aneinander gebaut, was sein eigen ist.

Auf einem Sonntagsgange durch den Wald wies er im Vorübergehen auf einen ausgedehnten Stand prächtiger, schlagguter Föhren: da habe ich vor über zwanzig Jahren ein paar Sommer lang als Holzfäller geschafft. Ich sah ihn groß an: so etwas wie stolze Freude überglänzte sein Gesicht. Dann half er bei aller Arbeit eine Zeitlang auch im Maurerhandwerk. Und jetzt hat er Acker, Wiese und Wald, — einen Fleck hier, einen Fleck da, und im Stall stehen Kühe und Schweine und ein Gespann Ochsen. Und zwar alle paar Wochen, manchmal nach ein paar Tagen schon, ein anderes Gespann.

Er weiß seinen Kopf zu nützen, immer gleich mehrere Fliegen auf einen Klapps zu schlagen. Mit seinen Ochsen fährt er ein Fuder Stroh zum Markt, kommt ohne Ochsen, Wagen und Stroh zurück, nimmt sich zwei, drei Stunden Ruhe, das heißt, er tut sich gemächlich im Stallbau um, als sein eigener Knecht — die kleine bewegliche Bäuerin ist die Magd — überall nach dem Rechten sehend, dann sitzt er auf einmal zu Rad, und wenn man in der Nacht plötzlich erwacht, so kommt das etwa daher, weil der Bauer mit zwei neuen Ochsen, die sich bis zum nächsten Markt herausfüttern lassen, heimkam und gleich ein Fuder Stroh auf fremdem Wagen mitbrachte, und wenn der neue Tag über seine Sonnenhöhe hinaus ist, so kann man sicher sein, daß der Bauer von irgendwoher mit dem eigenen Wagen in den Hof fährt, was besagen will, daß das neue Strohfuder auch schon wieder an den Mann gebracht wurde und daß nun auf den Abend noch Zeit genug bleibt, mit dem Gespann auf eine nahe Ackerstelle zu fahren und einige Male auf und ab zu pflügen. Und das immer stark und ohne Müdigkeit, mit einem Kraftgefühl, das eigenkühnlich ruhig aus den Augen leuchtet. Aber in diesen Regentagen ist das ruhige Leuchten wie eingetrocknet. Der Roggen steht ihm so dicht, wie keinem Bauer des Dorfes sonst. Und dann ging ihm gerade jetzt eine andere Rechnung fehl. Fehlschläge erträgt er schlecht. Sie werfen sich gleich auf den Glauben an sein Glück, das seinem Selbstbewußtsein das Rückgrat gibt. Er ist der Mann, der sich aus nichts herausgearbeitet hat und den nun jeder beneidet, mit dem aber jeder zu tun haben will, selbst wenn er auf ihn schimpft, was weiblich im stillen geschieht, weil er in das ererbte dörfliche Beharren im kleinen Besitz durch seine Rührigkeit und sein Umschauen ein ungewohntes Lebensmoment bringt.

Er ist die Seele des dörflichen Handels. Ihn suchen die Fleischer und Viehhändler, wenn sie umfragen, ob im Dorfe etwas zu erstehen ist, und wer im Dorf ans Verkaufen denkt, der fragt zuerst meinen Bauer, ob er's nicht brauchen kann. Es ist schon geschehen, daß er auf dem benachbarten Markte seine Kinder, die unschön aussahen, los schlug, dann irgendwo auf demselben Plage und zur selben Stunde ein paar andere Kinder erstand und sofort an den Mann brachte, indes die anderen Dorfleute ihre stattlichen Tiere wieder heimtreiben mußten. Und wenn er einmal nicht verkaufte, so heißt's alsbald im Dorfe: es sei auf

dem Markte nichts los gewesen. Diesmal aber ging ihm ein guter Handel in unangenehmer Weise aus der Hand.

Das angetriebene Gespann ließ sich zwar wieder einmal mit gutem Gewinn auf dem Markte losschlagen, und schon hatte er ein anderes in Sicht, das er noch selbigen Tages drei Stunden weit holen ging. Aber wie er dem Dorfziel nahe kam, hörte er schon, daß vor einer halben Stunde ein anderer Käufer mit den Tieren abgezogen war. Der Stall war allerdings am nächsten Tage schon wieder besetzt, aber die Erinnerung an die prächtigen Ochsen, die der Bauer schon sicher im Joch zu haben meinte, wollte ihn nicht verlassen.

Gar nicht in der gewohnten ruhig tätigen Weise ging er in diesen Tagen auf dem Hofe, wo jeder Fleck gedrängt ausgenutzt ist, von Tür zu Tür. Er blieb mir gegenüber ganz freundlich, aber man merkte bald: Gedanken, die das Quälen verstanden, saßen in ihm fest, und statt zum Plaudern bereit zu sein, war ihm das Schweigen lieber.

Vor drei Nächten erwachte ich plötzlich vor Tagesgrauen: die Zimmertür knirschte in den Angeln, ein schlurfender Schritt und klagende Laute drangen in meinen Schlafwinkel, und der Bauer, im groben offenen Hemde, beide knorrigen Hände gegen die Schläfen gepreßt, die Finger ins schwarze Haar geschoben, kam die kleine, dreistufige Stiege herauf, qualvoll stöhnend: „Mein Gott, der Kopf! Mein Gott, mein Gott!“ Nur das — und unaufhörlich.

Er sah mich nicht, wußte überhaupt nicht, was er tat, wandelte ganz unbewußt. Ohne mich zu beachten, die Augen starr einwärts geböhrt, wandte er sich wieder aus der Enge meines Schlafwinkels hinaus, die drei Stufen hinab, immer mit diesem schauerlich klagenden „Mein Gott! mein Gott!“ und dann verhallte der ratlose Ruf irgendwo im Hause hinter einer Tür, die ins Schloß schnappte.

Das Ratlose im Ton der Klage war bei diesem festen Mann das Erstaunliche; es wirkte erschreckend und lag nun auch diese letzten Tage ganz sichtbar in seinen Augen.

Er fuhr am Morgen nach der bösen Nacht aufs Feld, Futter zu schneiden. Draußen fehlte ihm auf einmal der Stein, die Sense zu wehen. Die Bäuerin, die ein paar hundert Schritt weiter im dunkler Kopfhülle, ein rotes Tuch um die Schultern, emsig hin und her schaffte, beweglich wie eine Wackelze, mußte den Stein haben. Der Bauer sagte es so vor sich hin und schickte sich an, hinüberzugehen; man sah, er wäre lieber nicht gegangen, hätte lieber keinen Fuß gerührt, er, der niemals zauderte, die kleinsten Dinge selbst zu verrichten. Die Bäuerin schüttelte den Kopf: „Der Mann!“

Er sah aber auch aus, als ob er umfallen wollte. Die Beine schleppten ihm, und zu Haus klagte er über Kopfschmerz und Müdigkeit und dachte daran, zum Arzt in die Stadt zu fahren. Morgen früh bestimmt, wenn's dann nicht besser ist.

Besser wurde es nicht, dafür sorgte jeder neue Morgen mit seinem grauen, elenden Regentreiben.

Der Bauer sah so schwarz wie möglich: der Regen wird das Korn aus der Aehre schlagen, es wird auf dem Halme keimen, schwarz werden, faulen! Was jedermann im Dorfe mit verbüsteter Miene klagte, das sah er schon als unabänderliche Wirklichkeit.

Auf gestern früh waren sieben Leute — Männer und Frauen — für den Acker bestellt. Sie kamen einzeln angeschlendert, jeder suchte am Himmel herum, der wieder voll schwerer Wolken hing und eben hinterm Walde seine Schleusen aufließ. Sie mußten wieder abziehen: für heute war an kein Mähen zu denken. (Schluß folgt.)

Lebenspflichten.

**Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen —
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.**

**Heute hüpfst im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.**

**Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Oh' die Abendwolke taut,
Ruht sie auf der Bahre.**

**Gebt den Harm und Grillentanz,
Gebt ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden!**

**Lasset keine Nachtigall
Ungehört verstummen,
Keine Blen' im Frühlingstal
Unbelaucht enttummen!**

**Schmeckt, so lang es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, sie euch zu rauben.**

**Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüstert,
Duffet nicht der Rosenhalm,
Der am Grabe blüht;**

**Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher! —**

551ty.

Am Strande. Noch hat der Herbstwind nicht die letzten Strandhalme abgezerrt, noch liegt ein milder Glanz über Meer und Düne. Weit wölbt sich der Himmel. Graugrün rollen die Wogen an. Ihr weißer Gischt wirft sich klatschend auf den gelben Sand, überspült ihn, durchfurcht ihn, zernagt gierig den feingeförnten Aferbaum, verflücht, zerfließt und — stürzt von neuem heran.

Fischerboote draußen auf dem Meer. Ein paar Masten gleiten am Horizont. Eines hält sich noch in der Nähe der Küste; es hat als letztes den heimischen Hafen verlassen. Frauen stehen am Strande und schauen ihren Männern nach. Drei junge Dinger haben sich auf der Höhe der Düne hingeseht. Auch ihnen schwimmt etwas Liebes draußen auf der See. Jede hat ihre Sorgen und ihre Hoffnungen, und jede zählt heute schon die Tage bis zur Rückkehr des Erwarteten.

Nun sprechen sie von „ihm“. Die weißen Häubchen geben den Gesichtern etwas Unmutig-Freundliches. Die großen Brusttücher runden die jugendlichen Gestalten, verleihen ihnen eine weiche, schwellende Vollheit. Mit schwärmerischen Augen schaut die eine drein. Die Hände liegen ihr im Schoß. Ihre Nachbarin hat die Finger ums Anie geschlungen. Um die vollen Lippen lacht ihr der Schelm. Trotzig rügt sich die dritte auf die eine Hand, die andere hat sie in die Hüfte gestemmt. Die großen Augen blicken fest aufs Ziel. Das ist eine Resolution. Wer die bekommt, kann sich freuen! —

Gewerbe und Industrie im Riesengebirge. Das Riesengebirge zeichnet sich nicht nur durch Naturschönheiten, sondern auch durch eine hochentwickelte Industrie aus. Der früher bedeutende Bergbau ist allerdings ebenso wie die Eisenindustrie zurückgegangen. Immerhin sind in dieser noch einige Gießereien, Maschinen- und Dampfmaschinenfabriken zu beiden Seiten des Gebirges in Tätigkeit. Im Abbruch werden Kalkstein und Marmor gewonnen, der zu monumentalen und skulpturellen Zwecken dient, aber auch durch Kalkbrennereien weiter verarbeitet wird. In bedeutenderem Maßstabe hat sich im eigentlichen Gebirge bis auf unsere Zeit die Glasindustrie entwickelt und lebenskräftig erhalten. Sie gehört zu den höchst entwickelten Industriezweigen des Riesengebirges. Eine der wichtigsten Rollen im Gewerbe des Riesengebirges spielt auch die Leinenindustrie, die besonders der

böhmischen Seite Westrußland erwartete. Wir können hier nur andeuten, daß ihre Anfänge schon in die älteste Zeit zurückgreifen und daß im 14.—17. Jahrhundert eine bereits ziemlich starke Pflege dieses Gewerkes bestand. Die Hirschberger Weberei, besonders von Schleierleinen, hatte Ende des 17. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Blüte, die zu großem Reichtum der Hirschberger Handelsherren führte. Sie exportierten in die ganze zivilisierte Welt. In Böhmen trat ein großer Aufschwung besonders im 18. Jahrhundert ein, und noch mehr im 19., als die Handweberei zur maschinellen Betriebsart überging. Damals kamen die Zeiten, daß das böhmische Garn den Weltmarkt beherrschte, daß jeder zweite Gebirgsbewohner Weber war. Damals entstanden die großen Fabrikanlagen an den Flüssen hinauf in Trautenau, Hohenelbe, Arnau, Schablar, Marschendorf. Die große Blütezeit ist wohl vorüber; aber noch 1885 waren in diesen Orten zirka 180 000 Spindeln mit zirka 10 000 Arbeitern in Tätigkeit, die 220 000 Schock Garn erzeugten. Trotz Baumwolle und trotz der ausländischen Produktion behauptet sich diese Industrie jetzt noch als eine der bedeutendsten des böhmischen Riesengebirges. Im einzelnen sei neben der Garnindustrie nur hingedeutet auf die eigentliche Leinenindustrie, die mehr zurückgegangen ist, ferner auf die ganz erloschene Handweberei, auf die Baumwollindustrie, die sich einigermaßen entwickelt hat, auf die Tuchindustrie und auf die zu diesem Gebiete gehörigen verwandten Zweige, wie Seidenweberei, Färberei, Zwirn- und Wundfabrikerzeugung, endlich auf Weicherei und Färberei, Druderei und Appretur. Später tritt dann die Papierfabrikation in den Vordergrund. Zwar soll schon Karl IV. italienische Papiermacher nach Böhmen berufen haben, aber die älteste, die Trautenauer Papiermühle, wird erst im Anfang des 16. Jahrhunderts erwähnt. Darauf hat sich, während die Leinenindustrie ihre größte Höhe wohl schon überschritten, die Papierindustrie stetig aufsteigend entwickelt; sie ist dem modernen Bedarf entsprechend ununterbrochen im Wachsen. Schon das 19. Jahrhundert brachte ihr einen starken Aufschwung. Papierfabriken arbeiten in Marschendorf, Arnau, Hohenelbe, Niederhof, Trautenau, Baumitz bei Trautenau, Klein-Krinsdorf bei Schablar, Dunkelthal, Lauterwasser, Niederroßitz, Schwarzenhal u. a. D. Der Papierfabrikation verwandt ist die neuere Holzindustrie. Sie nahm ihren Anfang von gewöhnlichem Rohholzhandel, der nur mit Brennmaterial operierte und als solcher naturgemäß sehr alt war, bis nach jahrhundertelanger bescheidener Holzindustrie neuerdings ein großer Aufschwung erfolgte, infolge der modernen Maschinen und der Ausnutzung der Wasserkraft. — se.

Slavische Tänze. Viele der slavischen Tänze sind auch auf die deutsche Tanzkarte übergegangen; es sei nur erinnert an die Mazurka, den Krakowiak usw. Nun sind diese Tänze freilich bei uns so stark modernisiert worden, daß von ihrer ursprünglichen Art so gut wie gar nichts mehr übrig geblieben ist. So ist der Krakowiak, jener Nationaltanz der westgalizischen Polen, eigentlich eine Verbindung von Gesang und Tanz. Nach ein oder zwei Runden bleibt der Vortänzer vor der Musik stehen und improvisiert einen zur Tanzmelodie singbaren Reim, der auf seine Tänzerin oder seine eigene Person Bezug nimmt. Andere folgen ihm; die Unterhaltung hat erst dann ein Ende, wenn alle Tänzer ihrer Reimpflicht genügt haben. Eine ähnliche Sitte ist auch bei den Bewohnern der Nordkarpathen zu beobachten. Eine Weige spielt zum Tanz auf. Die Männer haben einen Kreis gebildet. In ihrer Mitte tanzt einer und singt ein improvisiertes Lied. Sein Tanz ist ein Hüpfen mit kurzen Schritten, die Arme dürfen keinerlei Bewegung machen. Einer nach dem anderen tanzt und singt. Dann erst werden die Mädchen zum Tanz aufgefordert, der seinen Abschluß in einem Reigen findet, bei dem alle gemeinschaftlich ein bekanntes Lied singen.

Der Huzule der Ostkarpathen führt mit der einen Hand sein Mädchen zum Tanz, in der anderen trägt er seinen Weisstock. In gewandten Sprüngen umtanzt er seine Partnerin, jauchzt, singt, sucht mit dem Weisstock, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn geschickt wieder auf. Der Stoff der Ruthenen hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. Der Tänzer muß möglichst viele doch stets elegante Pas erfinden, mit denen er seine Partnerin umhüpft. Die Tänzerin trachtet danach, ihm zu entfliehen. Er aber muß ihr immer auf den Fersen sein, ohne jemals den Tanzschritt zum Lauschart zu lassen. Hat er sie erfaßt, dann wirbelt das Paar einige Male im Kreise herum.

Die Südslaven (Kroaten, Serben) haben ihren Kolo, einen Mundreigentanz, der in langsamen Tritten beginnt und mit einem rasenden Wirbel endet. Man faßt sich an den Händen oder umschlingt mit dem rechten Arm den Hals des Nachbarn, oder hält schließlich mit der linken Hand den Nachbar am Gürtel fest. Zum Schluß löst sich der Kreis in einzelne

Paare auf. Der Bursche umtanzt in wilden Sprüngen sein Mädchen, schlägt mit den Händen gegen einander, stößt einen Fuchser aus oder improvisiert einen gelungenen Zweizeiler zum Lobe seiner Schönen.

Auch der Horo der Bulgaren ist ein Reigentanz. Alle Tanzenden fassen in bunter Reihe einander an den Händen. Nach den Klängen der Musik bewegen sie sich taktmäßig zwei Schritte vor und einen Schritt zurück. Die Bewegungen werden schließlich immer schneller. Die beiden Flügel der Reihe suchen einander zu fassen, bis sich ein Kreis gebildet, der wieder auseinanderreißt, sich von neuem schließt usw. und die Tanzmusik ihr Ende erreicht hat. — st.

Pflanzen mit geschlossenen Blüten. In der neueren Biologie ist die Anschauung allgemein durchgedrungen, daß die Blüten der Pflanzen Schanapparate sind, etwas, das gesehen werden soll. Als leuchtendes Modellbild steht es gewissermaßen über den Pflanzen errichtet, um die Insekten anzulocken. Nun gibt es aber merkwürdige Ausnahmen von dieser Regel; man kennt nämlich sogenannte kleistogame Blüten, das sind solche, die ihren Schanapparat nicht ausbilden, die sich auch nicht öffnen, die vielmehr geschlossen bleiben, obwohl Staubgefäße und Narben in ihnen vollständig entwickelt sind. Wie hat man diese kleistogamen Blüten zu deuten? Mit dieser Frage hat sich K. Goebel im „Bot. Zentralblatt“ (1904, 24) beschäftigt. Sie wurden ganz im Anfang, als Hemmungserscheinungen aufgefaßt, als Bildungen, die infolge von Störungen nicht zur richtigen Entwicklung gelangt waren. Darwin nahm dann freilich an, daß die Pflanzen mit kleistogamen Blüten aus Sparsamkeitsrückichten nicht zur Entfaltung ihrer Sexualorgane oder wenigstens einer Anzahl derselben gelangten. Wenn sie im Kampf ums Dasein ungünstig gestellt sind, so sollen sie nach seiner Meinung die Kraft, die zu der Entfaltung der Blüten gehört, auf ihr Wachstum verwenden. Die kleistogamen Blüten wären demnach eine Anpassung. Man hat sie aber auch — im spirituellistischen Sinne — so gedeutet, daß sie dann erscheinen, wenn keine Insekten zur Übertragung des Blütenstaubes vorhanden sind oder wenn ihre Öffnungen, sogenannten chasmogamen Blüten keinen Samen ausgebildet haben. Diese letztere Meinung dichtet alle der Pflanze an, daß sie im Voraus weiß, ob Insekten vorhanden sind oder nicht, und daß sie so verständig kleistogame Blüten anzusetzen, wenn in ihren offenen die Samenbildung unterblieben ist. Die Ansicht ist nun aber schon deshalb unhaltbar, weil die Entstehung der kleistogamen Blüten keineswegs immer erst nach derjenigen der chasmogamen erfolgt. Bei der Gattung der Weiden zum Beispiel werden die geschlossenen Blüten eher angelegt als die chasmogamen. Sie erscheinen also nicht, weil die normalen Blüten keinen Samen angefaßt haben, sondern die Sache verhält sich so, daß die Samenbildung in den normalen Blüten unterbleiben kann, weil die Pflanze kleistogame Blüten besitzt. Die letzteren treten auf, wenn die Pflanze infolge günstiger Ernährungsbedingungen sehr flott emporwächst, die chasmogamen dagegen dann, wenn das vegetative Wachstum nachgelassen hat, aber allerdings in den Geweben reichlich Vorstoff aufgespeichert liegt. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß sehr üppig vegetierende Gewächse kein oder wenig Fortpflanzungsorgane anlegen, daß sie aber sofort zur Neubildung der letzteren schreiten, wenn ungünstige Verhältnisse eintreten. So ist denn auch die kleistogamen Blüten als Hemmungsbildungen aufzufassen, die Pflanzen sind mit ihrem Wachstum beschäftigt, sie nehmen die ihnen reichlich gebotenen Stoffe in sich auf, finden aber bei der reichlichen Wachstumsarbeit keine Zeit, die Stoffe so umzuwandeln, daß sie zur Ausbildung des Schanapparates verwendet werden könnten.

So kommen denn nur verkümmerte Blüten zustande, Blüten, die aber nichtsdestoweniger fruchtbar sind. Goebel konnte auch durch Experimente die Richtigkeit dieser Ansicht feststellen. Es gelang ihm an Pflanzen künstlich kleistogame Blüten hervorzurufen und auch dann, wenn sie wieder normale Blüten hervorgebracht hatten, von neuem kleistogame Organe entstehen zu lassen. Er erlangte dieses Ergebnis dadurch, daß er den Pflanzen Ernährungsbedingungen bot, bei denen sie zwar reichlich Blätter und Zweige bilden konnten, aber nicht die Stoffe vorfinden, welche zum Aufbau des Schanapparates von Wichtigkeit sind. Die kleistogamen Blüten sind demnach solche Organe, die an der vollständigen Ausbildung gehemmt sind. Würden die Pflanzen dagegen hell und trocken kultiviert, so daß sie sehr bald in eine Ruheperiode ihres Wachstums eintreten, bei der sie unter ungestörtem Gasaustausch mit der Luft geeignete Vorstoffe bilden konnten, so entwickelten sie ganz normale Blüten. Bei der Anpassung aber hat die ganze Frage kaum etwas zu tun. — cz.

Nachdruck des Inhalts verboten!